

Eine Liebeserklärung

Einmal im Leben, so scheint es, muss der Mann dem Sammeln frönen. Huldigt er ihm nicht in der Kindheit, mit Briefmarken, Schmetterlingen oder Streichholzschachteln, dann fällt er ihm unweigerlich im »reiferen« Alter zum Opfer. Der Verfasser stellt sich als abschreckendes Beispiel vor: Seit er das erste Mal die Nase in die Ägäis steckte, ist er einem chronischen Leiden verfallen – der Leidenschaft des Inselnsammelns.

Griechenland ist mehr Ägäis als Griechenland: Drei Viertel seiner Hoheitsfläche entfallen auf die See. Die viel gezackten Ufer des Festlandes und der Inseln messen 15 000 Kilometer; das macht ein- einhalb Meter für jeden der 11 Millionen Griechen. Insgesamt bringen es die griechischen Gewässer auf 3054 Inseln und Inselchen (die ein Fünftel der griechischen Bodenfläche ausmachen) – 167 sind ständig oder zeitweise bewohnt (davon in meiner Kollektion noch drei fehlen – und dabei soll es bleiben, um nicht die schöne Krankheit durch Heilung zu gefährden).

Dem mohammedanischen Leser ließe sich das Inselnsammeln leicht verständlich machen: Die Ägäis gleicht einem unerschöpflichen Harem, darin jede Schöne schöner ist als die andere – und am Ende weiß man nicht, welche die beglückendste ist.

Viele Freuden hat Griechenland. Keine aber ist mir liebenswerter als die Ägäis. »Blumen aus Marmor« nennt der Grieche ihre Eilande, die verstreuten Glieder eines Gottes – beim Sturze aus dem Himmel habe es seinen Leib auseinandergerissen: Die schweren Teile ver-

schlug es nach Afrika, nach Asien hin – Kreta, Zypern, Rhodos, Lesbos. Nordwärts fielen die Sporaden, die lose Gesäten: Skyros, Skiathos und Skopelos. Und inmitten der Ägäis gingen die Kykladen vor Anker, in dichten Ringen rund um Delos, schwimmende Korken eines weit ausgeworfenen Fischernetzes, mit dem das seetüchtige Attika das Meer an sich zieht – Brückenpfeiler, darüber Griechenland nach Asien und Afrika schwingt – Noten auf der blauen Partitur der Ägäis, aneinander gereiht zu einer Symphonie des Lichtes.

Weißer Noten. Sie lauten: Andros, Syra, Tinos, Paros, Milos, Amorgos und wie sie sonst heißen, auch sie aus dem Schaum des Meeres geboren, versteinerte Schwestern der Aphrodite. Nirgends versinkt die Sonne im Meer, immer noch schiebt sich ein ferner In-selschatten vor ihren Untergang. Und so ist es: Sie lassen einander nicht aus den Augen, die Inseln der Ägäis, das Liebesspiel von Land und Meer nimmt kein Ende, und so verliert sich die See nie ins Einsame, ins Endlose; der irdische Wechsel hält sie im Maß des Endlichen. Glasklar ist das schwarzblaue Gewässer, aus ungeahnten Tiefen noch hebt es den makellosen Seegrund herauf, am flacheren Küstenrand ins Türkis gleitend, wo er mit Sand gedeckt ist. Die Baumlosigkeit macht die Inseln nackt, die schütterere Macchia liegt nur als mattgrüner Flaum auf der rissigen Felshaut, der viel gesprenkelte von Grau zu Gelb, von Rot zu Violett. Ihre Berge stehen nicht, sie liegen; in lang gezogenen Geraden schneiden sie sich scharf vom Himmel ab, unmissverständlich die irdische Grenze setzend. Gleich hinter der Hafengebucht klettert die Stadt im engen Gassengewinkel den steilen Hang hinauf, darüber ausgeschüttet in sorgloser Willkür die flach gedeckten Würfelhäuser, grell weiß gekalkt. An der Mole aber senkt eine kleine Kapelle andächtig ihre Kuppel vor der See, ein immer währendes Gebet in Stein.

Vor allem aber ist die Ägäis: Licht. Mehr noch als Attika – ein Ungeheuer an Licht. Erbarmungslos dringt es in die verborgensten

Falten und fegt die Lüge aus ihren geheimsten Löchern. Ist dies das Geheimnis der ägäischen Freude? Ist es die saubere Meereswürze ihrer Luft? Die azurene Wolkenlosigkeit des Firmaments oder die warme Sternennähe ihres Nachthimmels? So ist die Fahrt in die Ägäis eine Heimkehr in die letzte Einfachheit, die Heimkehr zu den uralten Elementen – zu Feuer, Wasser, Luft und Erde, von allem trüben Beiwerk entkleidet. Diese letzte Nacktheit macht die Ägäis zu einer Welt für sich; für sich eine Welt ist aber auch jede ihrer Inseln – eigen im Bau, in Farbe und Duft, in ihren Menschen, Liedern und Tänzen, sind sie zusammengehalten in der Gemeinsamkeit der Sonne, des Himmels, dieses Meeres. Gleich nur ist ihre Armut, ihre Gastfreundschaft und Menschlichkeit; und ihr Hellenentum, das sich hinter den Schutzmauern der See außer auf Euböa, Psara, Hydra und Spetsä reiner gegen die Völkerfluten der Slawen und Albaner erhielt als im kontinentalen Griechenland.

Die Insel verhält sich zum Festland wie die Person zur Masse. Ihre Horizonte entlaufen nicht ins Unendliche und verschwimmen nicht im Gesichtslosen; sie ist ganz und gar geschlossen, sie hat Maß und Grenze, Profil und Kontur. Sämtliche landschaftlichen Grundelemente – Ebene, Tal und Berg – in sich verknüpfend und aufeinander beziehend, spiegelt sie den irdischen Kosmos in Miniatur; sie rafft die Erde zum Aphorismus (in der Variante des Aphrodismus) und macht sie so erst greifbar; sie bindet seine Vielfalt zur Einheit, sie fügt seine Glieder zu erfüllter Gestalt. Sie ist »rund« (noch dort, wo sie sich kein Abenteuer des Linienbruches entgehen lässt), und damit vermittelt sie das Glück der Eindeutigkeit und Überschaubarkeit; alle ihre Karten liegen offen auf dem Tisch, nichts, das sie verbergen würde – so ist sie berechenbar, man weiß, wie man mit ihr dran ist, man kann sich auf sie verlassen.

Diese Tugenden verdankt die Insel nicht zuletzt ihrer zweiten Eigenschaft: ihrer Isolation (nicht zufällig – wenn auch fälschlich –

leitet der Sprachgebrauch diese von jener ab). Sie hält Abstand, und so reduziert sie die fremden Abhängigkeiten auf ein Minimum. Die Distanz macht sie frei und spielt ihr die Chance zu, nur sie selber zu sein und nach dem eigenen Gesetz zu leben. Dies aber verleiht ihr das Adelsprädikat: dem fremden Zugriff zu wehren, Herrin ihrer selbst zu sein. Sie ist kein Ort der Mischung; vielmehr hält sie fest am Ursprünglichen und wahrt dessen Reinheit noch im Ablauf der Entwicklungen. Solche Selbstständigkeit macht sie selbstständig. Die Insel ist ein Einfamilienhaus – keine Mietskaserne (weshalb sie auch so viel Heimatkraft entfaltet).

Die dritte und stärkste Bestimmung empfängt die Insel schließlich vom Meere, das sie einfasst wie das weiche Gold den harten Diamanten. Nirgends sonst stoßen Hart und Weich, Fest und Flüssig so hart aufeinander, das Unveränderliche mit dem Überraschenden, das Festgefügte mit dem Unberechenbaren – dieser äußerste Gegensatz macht ihren Reiz aus, und ihren Charakter: Die Insel ist »ein Standpunkt im Flüssigen«, die Manifestation des Bleibenden im Wechsel, des Dauernden in der Veränderung, sie ruht im Bewegten und Beweglichen – an ihren Felsküsten brechen sich die Wellen der Zeit, ihre Stürme und Ströme. Ist die Insel nicht der Hafen, darin die Zeitlosigkeit vor Anker gegangen ist?

Und vielleicht ist es auch ihr Gleichniswert, der uns für die Insel so sehr einnimmt. Sie konkretisiert spiegelbildlich die Erfahrung, dass alles, was zählt in diesem Leben, nur inselhaft ist und sein kann: Die Liebe, der Geist, das Gute und Schöne, das Besondere und das Bedeutende, das Große jeder Art und auch das Glück – sie sind immer nur insulare Oasen im Strom des Gewöhnlichen, im Meer der Masse und des Alltäglichen – sie stehen für das Außergewöhnliche.

Frühere Epochen einer fest gefügten und heilen Gesellschaft wussten die Insel nur zum Zwecke der Verbannung zu gebrauchen:

Distanz und Isolierung vermochten sie nur mit negativem Vorzeichen zu versehen, und die Ausstoßung aus der Gemeinschaft galt ihnen als die letzte Strafe vor der des Todes. Heute ist es anders. Heute wird die Strafe von ehemals fast schon als Gnadengeschenk begehrt. Einem Zeitalter, dessen Gesellschaft aus den Fugen geraten ist, das keinen festen Boden mehr unter den Füßen fühlt, das an sich zweifelt und verzweifelt, weil es vom Krebs der Veränderung heimgesucht ist, der alle zeitlosen Werte wegfrisst, einem Zeitalter, dem der Ekel an seiner Geschichte im Halse würgt, das seine Anker verloren hat und ohne Kompass auf offenem Meere hin und her treibt – solcher Zeit, die vor sich selber davonläuft, erscheint die Insel als die gesegnete Zuflucht, als Asyl für die Zeitmüden und als Stätte eines paradiesischen Dauerurlaubs für die Emigranten der Geschichte. Eskapismus? Wer denn vor allem hat etwas gegen »Flucht«? Der Kerkermeister. Als ob es nach dem Verschleiß, nach Stress und Frustration durch die Fron des Leistens und Werkelns, der Hetze und der Konkurrenz nicht des zeitweiligen Rückzugs auf die Besinnung, auf die Regeneration der Kräfte bedürfte.

So ist »die« Insel den Heutigen die *isola bella*, an der man aus dem Zuge des Geschehens aussteigen kann; denn das Glück, so meinen wir heute, findet sich nur in der Distanz und Isolierung, in der Abgeschlossenheit und Einsamkeit. Daher denn die Insel so hoch im Kurse steht, dass sie sogar schlagerreif wurde.

Solcher Neigung gibt dies Buch keine Nahrung. Wen Zeitflucht und Geschichtsmüdigkeit in die Ägäis treiben, der kommt dort nicht auf seine Kosten. Denn ihre Inseln sind hart und herb, sie atmen Not, sie sind Stätten nicht der Traumseligkeit, sondern der erbarmungslosen Mühe. Ihre Isolierung ist keine *splendid isolation*; ohnehin ist es mit ihr nicht so weit her, da die Ägäis – dank ihres freundlichen Himmels, ihres Hafenreichtums und der dichten Nachbarschaft der Inseln – mehr verbindende Brücke ist als

Sperrmauer (weshalb denn die Inseln immer wieder dem Zug von fremden Mächten, von Piraten und Korsaren schutzlos ausgeliefert waren): Sie sind Inseln in, nicht außerhalb der Geschichte.

So gewiss die Ägäis vom Paradies etwas weniger weit entfernt als unser Alltag, so gewiss die Ägäisfahrt nicht nur eine Reise in eine andere Geografie und in eine andere Geschichte, sondern noch in einen anderen Lebenszustand, die Heimkehr in den Staat des Natürlichen, des Einfachen und Wesenhaften, ein Klärungsprozess, der die Spreu vom Weizen sondert und die Schlacken scheidet – diese Inseln sind Heilstätten für Realisten, nicht Asyl für Romantiker, Filter der Zeit mehr denn Paradiese für Absterber der Geschichte. Nicht wer sich selber, wer seine Zeit flieht, nur wer sich sucht, findet auf ihnen den Ort der Erfüllung.

Denn die Ägäisfahrt ist nicht eine Reise in die Fremde. Für den Europäer, zumindest für den Westgeborenen, ist sie eine Heimfahrt, die Heimkehr zu uns selber, dorthin, wo der Mensch gewohnt wurde, wie wir ihn verstehen, wo unser Auge an der Schönheit der Landschaft wachte, wo Europas Herz zu schlagen, sein Kopf zu fragen, seine Hand zu formen begann.

Dies alles ließe sich auch vom festländischen Griechenland sagen. Aber Hellas' Anfang war die Ägäis (und darüber wird zu sprechen sein). So wird die Ägäis sehen ein Wiedersehen, die Ägäis entdecken ein Sichselberfinden. Und je weiter wir uns von unserem Ursprung entfernen, je heftiger uns die Fluten der Zeit umherwerfen, desto nötiger haben wir es, diesen unseren Mutterhafen anzulaufen, um neuen Kraftstoff zu tanken.